universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Reiseschilderungen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1873

III. Das eidgenössische Freischießen zu Chur. 1842

urn:nbn:at:at-ubi:2-8537

III.

Das eidgenöſſiſche Freiſchießen zu Chur.

Im Juli 1842.

Lindau, 13. Juli. Geſtern bin ich vom Churer Freiſchießen zurückgekommen und heute will ich erzählen, was ich dort als Nichtſchütze, als harmloſer Schlenderer beiläufig angeſchaut und erlebt habe. Es iſt wohl nicht zu weit ausgeholt, wenn ich von da anfange, von wo ich ausgegangen bin, nämlich von den Gartengeſtaden des Bodenſees, deſſen prächtiges Gewäſſer jetzt jene ſchönen Dampfboote durchſchneiden, die ihn für den Reiſenden ſo zu ſagen erſt befahrbar gemacht haben. Abends gegen ſechs Uhr ſtand ich alſo vor dem Poſthauſe zu Rorſchach mit einem Dutzend anderer Reiſenden, welche ungeduldig dem St. Galler Eilwagen entgegenſahen, der ſeinen vorſchriftsmäßigen Ankunftstermin ſchon um ein Gutes überſchritten hatte.

Endlich raſſelten die beiden gelblackirten Archen unter Poſthornklang daher, entleerten ſich, füllten ſich, ſpannten Pferde aus und ein und ſuchten ſich wieder auf den Weg zu machen, was übrigens ſeine eigene Noth hatte, denn es waren viel mehr Paſſagiere da als ſie faſſen konnten.

Demnach wurden einige Beiwagen gegeben, und der ſchwülen Enge jener vollgepfropften Fahrzeuge gegenüber pries ich mich glücklich in eine von dieſen offenen Kaleſchen zu kommen, die denn bald dem reizenden Seeufer entlang im friſchen Trabe gen Rheineck rollte. Das ſtille Vergnügen über den bequemen Sitz, den ich hatte, währte aber nur ſo lange als der Tag dauerte und ging in Rheineck mit ihm zu Ende, weil die Kaleſche zurückfuhr und ihre friedlichen Bewohner nunmehr auf die Imperiale eines der Hauptwagen verſetzt wurden. Ich geſtehe es ohne Erröthen, daß ich noch nie auf ſolcher Höhe gereist bin und mich daher auch ſeltſam angeſprochen fühlte von dem neuen Leben in dieſer Erhabenheit, wo man die Menſchen auf der Erde kaum erſchreien, dafür aber den Vögeln in die Neſter ſehen und ſie um die ſtille Traulichkeit ihrer Hauswirthſchaft beneiden kann. Ein guter Theil der Bevölkerung hing an dieſem Abend in den Bäumen der Kirſchenleſe wegen und mit dieſen Gleichgeſtellten hatten wir manch freundliches Nicken und Grüßen. Auch die Zweige der Kirſchenbäume ſchwebten ſtellenweiſe recht gaſtlich über dem Fahrenden, und es gewährte eine angenehm erregende Unterhaltung ihre ſüßen Früchte im Fluge zu pflücken. Wer in ſolchen Dingen gewandt, dem wäre es ſelbſt nicht ſchwierig geweſen, ſie nach Art eines Ringelſtechens mündlich herunterzuholen. Weniger willkommen waren die Dachrinnen, die ſich hie und da recht ungeeignet in die Straße hineinſtreckten und gegen deren Aufdringlichkeit nur ein raſches Bücken helfen konnte; wäre dies nicht rechtzeitig eingetreten, ſo hätte ſich der Reiſende nicht wundern dürfen, wenn etwa, wie wir mit ſpaßhafter Uebertreibung

ausdachten, ſein abgemähtes Haupt in der Rinne ſitzen blieb, während der Rumpf die Reiſe ſtandhaft fortſetzte. Als es aber dunkler wurde, zogen die Lichter, welche aus den Fenſtern blickten, unſer Augenmerk in die Häuſer, die bekanntlich an den Straßen des reichbevölkerten Rheinthales faſt nie ausgehen. Allerdings war's nur der obere Stock der Wohnungen, der uns beſchäftigen konnte, aber gerade in dieſem zieht ſich ja um ſolche Zeit alles häusliche Leben zuſammen. So fuhr ich denn vorbei an einer Stube nach der andern und ſtudirte die Abendſitten des Volkes: ſah wie da ein zartes Mädchen ſein Nachtgebet verrichtete, dort eine ſchüchterne Jungfrau in veſtaliſchem Unterkleide ſich das Lager bereitete und wiederum ein Haus weiter, wie ein müdes Ehepaar ſittſam den Torus beſtieg. Einige Haushaltungen ſitzen noch beim Abendeſſen, von dem ſie eilig auffahren, um die Feſtkarawane zu beſtaunen; anderswo raſtet ein weißhaariger Familienpatriarch, der letztaufgebliebene ſeines Hauſes, einſam am rundſcheibigen Fenſter, ſchmaucht aus dem winzigen Holzköpfchen und rückt mit grüßendem Murmeln ſeine Schlafmütze. So genoß man die Luſt der Beobachtung in vollem Maße — allein es dauerte auch dieſe hohe Herrlichkeit für manchen nicht gar lange, denn auf jeder Station traten neue Zugänger auf, die die Anordnung des Wagenzugs veränderten, oft zum Vergnügen, oft zum Leidweſen der Angekommenen; denn mancher, der ſich behaglich in ſeinem Beiwagen eingerichtet und ſchon ein paar Stunden der Nacht verſchlummert hatte, verlor ſein rollendes Lager und wurde in die Höhe geſchafft; mancher, der ſich bisher auf dem geländerloſen Hochſitze nur unter Angſt und Bangen vor dem Einnicken

erhalten hatte, fand durch Zufall oder Aufdringlichkeit einen bequemen Schlafſtuhl in der Wagenecke. Die Conducteure erlagen faſt unter den Schwierigkeiten die Maſſe zu bewältigen. Es war wirklich etwas Unheimliches in dieſer wirren Unordnung von Wagen und Pferden, die alle Augenblicke aufeinanderſtießen, von Reiſenden, Poſtleuten und gaffendem Volke, was da alles von wenigen Lichtern behellt durch einander lärmte und ziemlich viel fluchte. Ja es war faſt eine traurige Geſchichte, wie wir müden ſchlaftrunkenen Geſellen ſo hin und her gejagt wurden, wir armen Sklaven der Poſtordnung, von der warmen Gondel des Beiwagens bis hinauf in den kühlen Maſtkorb der beiden Linienſchiffe und von da wieder hinunter in ihr qualmiges Zwiſchendeck. Keiner fand mehr den andern; mancher, dem ſein Fahrzeug und ſeine Geſpannen durchgegangen, jammerte erbarmungswürdig in die Nacht hinaus; manche turnten bei ſchon rollendem Wagen noch mit Lebensgefahr hinauf in die leergebliebenen Luftſchlöſſer.

Indeſſen ging's ohne Unfall ab und ſo können wir jetzt lächeln über die ausgeſtandenen Nöthen, verdrießlich aber bleibt es immer, daß es erſt wieder Tag wurde, als wir das lachende Rheinthal, ſo viele maleriſche Städte und Dörfer und manche denkwürdige Burg, darunter Werdenberg und Sargans, ſchon hinter uns hatten, wie ich denn in unſerer nächtlichen Eilfertigkeit auch vergeſſen, wenn auch nur von außen, den Kirchthurm zu Sennwald zu betrachten, auf welchem bekanntlich die Mumie des 1596 von ſeinem Neffen ermordeten Freiherrn Hans Philipp von Hohenſax aufbewahrt wird, welcher die

Engländer Stücke aus dem Leibe gebiſſen haben, um ſich zu überzeugen, daß es wirklich ein menſchlicher Leichnam ſei. Als wir gegen Ragatz zukamen, wo die Tamina aus der Schlucht hervorrauſcht, in deren Tiefen das Pfäfferſerbad liegt, wurde es alſo Tag und hohe Berge ſtanden im grauen Morgenduſte vor und neben uns. Vater Rhein aber, der hier noch als Jüngling dahinbraust, fluthete unten in nebligen Triften und war wenig zu ſehen. Deſto deutlicher gewahrten wir dagegen die Jubelpforten, die tannengrünen Thorbögen mit ihren ſinnigen Emblemen und Inſchriften, die ſich jetzt von Dorf zu Dorf über die Straße wölbten und von denen einer ſogar — ich will's nie vergeſſen — die wärmenden Worte trug: Herzlichen Gruß euch, Deutſchlands biedere Söhne! — So hatten ſie alſo doch an uns gedacht, unſre lieben Alemannen, die wirklichen, leider verlorenen Brüder der Schwaben und Bayern, Franken und Sachſen im großen Deutſchland!

Als wir von Ragatz ſo gegen fünf Uhr früh in der Morgenſonne wieder wegfuhren, es ſchien aber, als wäre ganz St. Gallen, Land und Stadt, Appenzell, Thurgau und Zürich nacheinander plötzlich aufgeſtanden und uns vereinigt auf den Ferſen, denn die Heerſtraße war nunmehr gedrängt voll von Wagen aller Art, von den feinſten bis zu den gröbſten, von ſtädtiſchen und namentlich ländlichen, welche ihre natürliche Unanſehnlichkeit mit Laubgewinden, Fahnen und Inſchriften zu verdecken ſuchten. Manche waren auch noch unter ihren Blumenkränzen mit einer ganzen Lage ſchwarzſchlündiger Büchſen beſpickt, wie leibhaftige Höllenmaſchinen, doch hatten ſie gewiß nichts Böſes im Sinne, denn die Eingeſeſſenen ließen die

fröhlichſte Feſtlaune ſpielen. Als wir über die große Zollbrücke gefahren waren, hatten wir das Land der ehrwürdigen drei Bünde erreicht, das geheimnißvolle Hohenrhätien, das einſt in uralten Zeiten der fabelhafte Herzog Rhätus eingenommen und bevölkert hat, das uns heute als Jubel- und Feſtcanton begrüßte.

In jedem Dorfe, Dörfchen oder Weiler, wo wir durchfuhren, reihten ſich jetzt wieder neue Wagen an, und nun ging's auch aus allen Seitenwegen und über die Wieſen her in luſtigen Haufen, Fußgänger nach Hunderten, Männer und Frauen, Knaben, Mädchen und Kinder. Die Bündner Männer haben keine Landestracht mehr, ſondern kleiden ſich wie die Leute in den Städten — ein Zuſtand, gegen den ich ſehr eingenommen bin, denn in ſchlottrigem Frack und Pantalon wird der Bauer bei aller Reinlichkeit nie viel beſſer ausſehen als ein herabgekommener Gentleman, während ſeine Ahnen in ihrer bäuerlichen Pracht den Segen des Nährſtandes ſo ſtattlich verſinnbildeten. Die Bündner Mädchen ſind gar einfach in dunkle Farben gekleidet und haben runde offene Geſichter, in denen viele Familienähnlichkeit. Die Herren auf der Imperiale grüßten jeden neuen Haufen ſolcher Pilgerinnen mit ſchalkhaftem Zuruf und die Mädchen pflegten dann ſittiglich hinaufzukichern und jungfräuliche Witzreden emporzuſenden. So kamen wir beim ſchönſten Morgen an den verfallenen Schlöſſern von Vatz und Aſpermont und Haldenſtein vorüber und durch das Dorf Zizers, welches ſchon an Italien erinnert, weil es ſehr ſchmutzig iſt, und ſo immer tiefer in die Bündner Berge hinein, immer tiefer in den Winkel, wo die uralte Biſchofsſtadt ſich angebaut hat. Die Blumen-

pforten werden immer häufiger, die Inſchriften immer kräftiger, der Wagenzug iſt unabſehbar und das Volk fluthet auf der Straße ohne Lücke nebenher, bis wir in den Poſthof zu Chur einfahren, wo wir froh der Haft entſpringen.

Vor dem Thore, das gegen Italien führt, wo die ſchöngebaute Straße einen ſanften Abhang hinaufzieht, hatte ſich eine große Menge Volks verſammelt. Ebenſo waren auch alle Fenſter voller Köpfe, und über die Gartengeländer heraus neigte ſich ein ſchöner Flor lebendiger Blüthen, die jüngſten Töchter der alten Mutter Rhätia, denn alles harrte dem Einzuge der Schützen entgegen, die ſich da oben in einiger Entfernung ſammelten. Ihnen zu Ehren war da auch die Kantonsſchule aufgeſtellt, mehr als ein halbes Hundert junger Leute, militäriſch organiſirt, mit Befehlshabern aus ihrer Mitte, fünf Trommelſchlägern und einer wallenden Fahne. Sie tragen blaue Ueberröckchen mit rothem Vorſtoß und eine Studentenmütze auf dem Haupte, übrigens Muskete und Säbel. Nach einigem Warten kam der Zug heran: zuerſt die kriegeriſchen Schüler, die ſich jetzt in Reih' und Glied geordnet hatten, dann ein Fähnlein Bundesmilitär, dann die Zieler, phantaſtiſch aber nicht ſehr ſchmuck gekleidete Burſche in rothen Blouſen, die man bei uns wahrſcheinlich altdeutſch angezogen haben würde, was auch kleidſamer geweſen wäre. Hierauf die große eidgenöſſiſche Fahne und dann die Comité's, die angeſehenſten Männer des Landes, durch roth und weiße Armbinden kenntlich, endlich die Schützengeſellſchaften, ſo viele deren bis zur Stunde angekommen waren, mit ſchallender Blechmuſik und wehenden Bannern — viel friſche

Männlichkeit auf den Geſichtern und ein frohes Vertrauen auf die Waffen die ſie trugen. Ihnen voraus paradirten als Wahrzeichen des Hochgebirgs vier berühmte Gemſenjäger, alte verwitterte ſeltſame Geſellen. Sehr zahlreich und in zierlicher Jägertracht zogen die Engadiner ein, die romaniſchen Schützen von den Quellen des Inn's, ein ſtreitbares Volk, das mächtig zuſammenhält. Alle Schützen trugen das eidgenöſſiſche Wappen, ein rothes Schildchen mit weißem Kreuze, auf dem Hute und darunter die Cocarde des Kantons, dem ſie anzugehören die Ehre haben. So zogen ſie etwa ſechs- bis achthundert durch die Gaſſen der Stadt hinunter auf die Feſtwieſe, welche ganz dicht an dem Thore liegt, das nach Deutſchland führt. Es iſt ein ſchöner Anger, geräumig genug für den Bedarf, auf einer Seite durch eine niedere Mauer von der Straße getrennt, auf den drei andern durch drei hohe hölzerne Gebäude ins Viereck abgegränzt. Dem Eintretenden das nächſte war das Speiſehaus, der Feſtſaal oder die Bankethalle mit einem halben Dutzend Giebelfelder, die mit Sinnſprüchen über die neuern und Malereien über die ältern Thaten der Schweizer geziert waren. Unten zu ebener Erde fanden ſich ein halb Hundert Tiſche aufgeſtellt, deren jeder zwei Truchſeſſen zu Befehl hatte, welche nationalfarbige Käppchen trugen, in denen die Nummer des Tiſches eingemerkt war. Oben herum lief eine Galerie, wo Frauen und Mädchen ſpäterhin den Rednern lauſchten, welche beim Mittagsmahl von der grünbuſchigen Rednerbühne herabſprachen, während die andern, etwa Tauſend an der Zahl, das Eſſen einnahmen. Auf der linken Seite der Feſtwieſe war ein Kaffeehaus aufgeſchlagen, mit Erd-

geſchoß und Oberſtock, wo ſaubre Mädchen bedienten, die am Arme ebenfalls eine Feſtbinde trugen. Auf der vierten Seite endlich zeigte ſich eine lange offene Halle mit Blumenſchnüren und den Wappen der Kantone geziert. Dieß iſt der Schützenſtand und hier halten ſich die Schützen auf. Die Scheiben, deren es vierundzwanzig ſind, ſtehen in einer Entfernung von 350 Schritten und zwar in einem langen hölzernen Gebäude, jede auf einer Achſe, auf der ſie ſich dreht, wenn ſie ſich getroffen fühlt, worauf die Zieler völlig gedeckt hinter dem bretternen Kugelfang von dem Schuſſe Kenntniß nehmen und ihn ſofort, nachdem die Scheibe dem Schützen wieder ihr Antlitz zugekehrt, aus der Couliſſe heraus anzeigen. Dieſe Einrichtung iſt ſehr nachahmungswerth und verhindert ganz und gar jenes fahrläſſige Umbringen der Zieler, das auf andern Schießſtätten ſo gar ſelten nicht iſt. Ebenſo vorſichtig iſt dafür geſorgt, daß kein Schuß nebenhinaus geht, indem wenige Fuß von dem Schützenſtande eine dicke Planke aufgeführt iſt mit ſchmalen Schußſcharten, welche den fernſtehenden Scheiben entſprechen, ſo daß ſich eine Kugel, die zu weit vom Ziele abginge, ſchon in dieſem Bollwerke fangen müßte.

Vorerſt wurde nun das eidgenöſſiſche Banner, welches ſeit dem letzten Freiſchießen den Solothurnern anvertraut geweſen, unter geziemender Feierlichkeit den Bündnern übergeben, die es in Verwahr behalten werden bis zum nächſten Jahresfeſt. Dieſe Uebergabe geſchah auf den Stufen der Fahnenburg, welche in der Mitte jenes Viereckes erbaut war, ein gothiſches Polygon, deſſen Seiten hohe Bogenfenſter einnahmen, hinter denen die glänzenden Ehrengaben funkelten, während über den Zinnen ein thurm-

artiger Giebel in die Höhe ſtieg, der die Fahnen der anweſenden Schützengeſellſchaften aufnahm, welche in allen Farben feſtlich herunterwehten. Auf den Stufen dieſer Stiftshütte alſo übergab der Landammann Munzinger von Solothurn als abtretender Schützenpräſident die von dort mitgebrachte eidgenöſſiſche Fahne, roth mit weißem Kreuz, dem Landammann Broſi von Graubünden und ſchilderte dabei in lebendiger Rede, wie hochherzig er und ſeine Genoſſen auf der Fahrt von Solothurn nach Chur von den eidgenöſſiſchen Völkerſchaften, deren Städte und Flecken ſie durchzogen, begrüßt und aufgenommen worden, dabei zur Eintracht mahnend, die Feinde des Fortſchrittes niederdonnernd, die Freunde freiſinniger Entwicklung mit warmen Worten aufmunternd. Hierauf ergriff Präſident Broſi das Wort, freundlichen Willkomm bietend, und nach dieſem ſprach Regierungsrath Curti von St. Gallen, der oft vom Beifall der Zuhörer unterbrochen wurde. Derlei Reden von jenen Stufen herunter waren übrigens noch öfter zu hören, jedesmal nämlich, wenn eine neue Geſellſchaft unter Muſik und Kanonendonner einzog und ihre Fahne dem Comité übergab, welches ſie dann auf dem Gipfel aufpflanzen ließ. Dabei wurde dem Wortführer der Neuangekommenen unter herzlichem Handſchlag auch immer ein goldener Pokal zum Willkommstrunk gereicht.

Nachdem nun am Sonntage die Fahne übergeben war, hatte man noch einige Muße, ſich die Anſtalten, die Gäſte und die Ehrengaben zu beſehen. Es waren als ſolche laut des koloſſalen Schützenprogramms bei 58,000 Franken Geld und Geldeswerth ausgeſtellt, darunter ſogar Geſchenke aus der andern Hemiſphäre, von den Schweizern in Bahia

nämlich, welche ein Stück gediegen Gold und acht brasilische Goldmünzen im Gesammtwerth von tausend Franken verehrt hatten. Ebenso haben sich die Schweizer in den deutschen Städten, in Holland, in Frankreich, Rußland und Italien durch würdige Gaben ihrer Heimath in Erinnerung gebracht. Indessen bestanden diese, wie bemerkt, nicht allein in Geld, sondern auch in allerlei andern Gegenständen. So setzte Herr Altlandammann Fellenberg zu Hofwyl sechs Freiplätze in seinem Institute aus und überdieß einen Musterpflug, einen Exstirpator und eine Säemaschine; so schenkten die Schützen vom Heinzenberg eine schöne Kuh und dasselbe thaten die Schützen von Klosters. Die Männer von Disentis gaben ein Fäßchen Tawetscher Honig; andere schenkten anderes, Zierliches oder Nützliches. Zwei Frauenzimmer in Chur gaben eine Waidtasche, zwei andere einen Reisesack, zwei andere eine Brieftasche und wieder zwei andere eine Jägertasche.

Allmälich ging es zu Tische in den Speisesaal, wo nun alle Platz nahmen, welche sich durch Einlösung einer Karte zu vierzehn Batzen das Recht hierzu errungen hatten. Setzen konnte man sich wohin und zu wem man wollte; nur die einzelnen Schützengesellschaften hatten sich ihre Plätze vorbehalten. Vor jedem Gaste stand eine Flasche rothen Weins, entweder Bündner Landweins oder der gefeierte Velteliner, für jetzt schlechtweg Schützenwein genannt. Das Mittagsmahl war ziemlich einfach; anziehend aber war der Anblick dieser tausend Tischgenossen, zu denen sich auch viele Damen gesellt hatten. Sobald das Mahl etwas vorgeschritten war, traten Redner auf die Bühne und sprachen zu den Eidgenossen über

Eintracht und wieder Eintracht, über Vergangenheit und Zukunft ihres Freiſtaats, in deutſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache. Viele erinnerten dabei an die glorreichen Tage von Morgarten, Sempach und Näfels. Die meiſten Redner — ich habe hier nur die deutſchſprechenden im Sinn — ſprachen gut, aber keiner vielleicht meiſterhaft. Uebrigens iſt die eidgenöſſiſche Beredſamkeit eine andere als die deutſche, inſofern es nämlich außerhalb der Kammern eine ſolche gibt. Wenn das Sprechen vor öffentlichen Verſammlungen eine empfehlenswerthe Gymnaſtik iſt, da es, wie behauptet wird, die politiſche Verdauung befördern und die bürgerliche Bruſt freier machen ſoll, ſo haben die Schweizer wohl den richtigen Weg eingeſchlagen, um an dieſer Uebung ſo viele als möglich Theil nehmen zu laſſen. Es iſt ihnen gelungen, die Rhetorik zu populariſiren, und während bei uns eine Rede ein Feſteſſen iſt, ſo gilt ſie hier als tägliches Brod. Der deutſche Redner nimmt die Sache in der That viel wichtiger; er meint wirklich er verübe etwas Außerordentliches, wenn er einmal öffentlich den Mund aufthut — er ſieht im Geiſt die ernſte Clio, welche ſeine Rede ſtenographirt, dabei aber mit den Augen drohend zwinkert, und er baut feſt darauf, daß ein Stottern, eine verſprochene Sylbe, eine entwiſchte Albernheit eben ſo unſterblich wird, als die großen Worte, die er an ſeine Zuhörer richtet, während doch alles miteinander in gleichem Schritte der Vergeſſenheit zueilt. Der Antheil, den wir an einem Redner nehmen, beruht zunächſt auf dem nämlichen Gefühle, mit dem wir einen Aequilibriſten, einen Tänzer, einen Opernſänger oder Schauſpieler betrachten, nämlich auf der Neugier, wie dieſer oder

jener ſich in einer Lage benehmen werde, in der wir ſelbſt uns ſicherlich blamiren würden. Solche Aengſtlichkeit des Hörers geht aber auch auf den Redner über und macht ihn befangen, wozu noch kommt, daß eben wegen der Seltenheit des öffentlichen Sprechens abſonderliche Anſprüche an den Sprecher erhoben werden. Er ſoll nämlich ungeheure Gedanken vorbringen und doch nicht viel zu denken geben, feurig ſeyn, aber Niemand aufrütteln, groß und erhaben, aber mit Beobachtung der kleinlichſten Rückſichten.[1] Bei den Schweizern ſteht die Sache anders — der alltägliche Gebrauch hat der Redekunſt ihre Feierlichkeit genommen und die Redner beängſtigt der Gedanke, daß die Enkel noch über ihren Worten brüten werden, gewiß ſehr wenig. Ein jeder nimmt aus dem Vorrath eidgenöſſiſcher Gedanken einen beſprechenswerthen heraus und behandelt ihn einfach und ſchlicht. Action und Declamation ſind nicht künſtleriſch geregelt, aber natürlich; poetiſcher Duft weht uns ſelten an, aber dafür fehlt auch der Bombaſt. So gibt es eine rhetoriſche Scheidemünze ab, welche jeder verſtändige Mann mit etwas geübter Sprache zu prägen die Gewalt hat. Hiermit iſt auch der Eidgenoſſe vollkommen zufrieden, denn er verlangt nicht mehr, als er im Durchſchnitte ſelber geben kann. Allerdings werden ſich unter dieſen Rhetoren auch einzelne finden, die, wo ſie es für nöthig halten, die dämoniſche Kraft des Worts heraufzubeſchwören wiſſen, allein dazu war hier keine Veranlaſſung. Der Gewohnheit

[1] Dieſe Betrachtungen über deutſche Redekunſt ſind jetzt wohl etwas veraltet. Damals aber, 1842, waren wenigſtens in Süddeutſchland wirklich ſehr wenige Männer zu finden, welche gerne, gut und geläufig ſprachen, wogegen es jetzt allenthalben von ſolchen wimmelt.

öffentliche Reden zu hören iſt es übrigens zuzuſchreiben, daß das Publicum ſich nicht durchweg jener ſtillen Aufmerkſamkeit befleißt, die der Sprechende ſo ungern entbehrt, und ſo ging denn bei mancher Rede das Klirren der Tiſchwaffen, der Klang der Gläſer und das Summen der Geſpräche ſo geräuſchvoll nebenher, daß uns die einzelnen durchbrechenden Worte, die von den Roſtris herübertönten, nicht anders vorkamen als wie ein ferner Hülferuf eines Verunglückten, der im brauſenden Strom verſinken will.

Nach dem Mittageſſen fing es in der Schützenhalle zu knallen an, denn das Schießen war eröffnet. Viele Hunderte von den Tiſchgenoſſen blieben indeſſen noch beim Weine ſitzen, während die andern auf der Wieſe luſtwandeln gingen unter Tauſenden von fröhlichen Gäſten. Beim Freiſchießen in St. Gallen ſollen übrigens, wie man zu wiederholtenmalen hörte, der Menſchen noch mehr geweſen ſein, was auch leicht zu glauben, da es näher an den volkreichen Gegenden der Schweiz liegt und ſelbſt eine Stadt iſt, die einen beträchtlichen Zuſchuß liefern kann. Damals ſollen ſich auch ſehr viele Ausländer eingefunden haben. Solcher meinte ich in der That dießmal nicht gar viele zu bemerken. Selbſt der Engländer, die doch colonienweiſe in der Schweiz leben, hatten ſich nur wenige hieher bemüht, wenigſtens nur wenig kennbare. Einer davon aber, mit Namen Lord Vernon, machte viel von ſich reden, weil er den ganzen Tag von früh bis Abends auf dem Schützenſtande war und unaufhörlich ſchoß. Eine viel betrachtete Erſcheinung war ein Häuflein junger Teſſiner Herren, die alle recht ſchmuck, faſt ſtutzerhaft einhergingen, ein feines, zierliches Benehmen zeigten und wohlgepflegte anſehnliche

Bärte trugen. Auch ſah man viele hübſche Frauen, woran namentlich der Bündner Adel gar nicht arm iſt.

So kam der Abend heran — die Schützen ſchoſſen, Herren und Frauen ſpazierten in freundlichem Geſpräche über den Plan, die andern Leute wogten in luſtigem Lärm durch einander, lange Reihen von Trinkern ſaßen noch beim Pokale, die Kantonsſchüler zechten und ſangen Burſchenlieder, die Muſikchöre ſpielten: es war ein recht frohes bewegtes Leben. Mir gefiel es zwar ſehr gut, um aber bei einem Volksfeſte alle Freude mitzufühlen, die darin liegt, muß man zu dem Volke gehören, das es feiert, und daß ich dießmal nicht dazu gehörte, fühlte ich ſehr deutlich. Die Schweizer ſind im Allgemeinen gegen die Deutſchen etwas wortkarg, was ihnen einige für Nationalſtolz, andere für Unbehülflichkeit auslegen, für letzteres deßwegen, weil ſie bei ſolcher Begegnung mit dem Schweizerdeutſch nicht mehr ſo zuverſichtlich herantreten als vordem, der Gebrauch des Hochdeutſchen aber eine Anſtrengung iſt, der ſie ſich gerne entziehen. Aus dieſem Grunde ſollen ſie auch unter gleichen Umſtänden lieber mit Franzoſen umgehen. Wie dem auch ſei, ſie hatten genug mit ſich ſelbſt zu thun, mit ihren Freuden und Kümmerniſſen, mit ihrer Vergangenheit und Zukunft, und da ſie den Fremden nicht ſo herzliche Theilnahme daran zutrauen konnten, ſo thaten ſie wohl nicht Unrecht, ſich ohne ſie zu behelfen. So wiederhole ich denn, mir gefiel das Feſt, aber mir fehlte die erwärmende Anregung und daher wird mir's niemand verübeln, daß ich am andern Tage wieder Abſchied nahm, um über den Lucienſteig nach Vorarlberg zu gehen, wo ich mich allerdings bald heimiſcher fühlte.